

Barbara Rendtorff

## Geschlechterordnung und Frauenbildungsarbeit

Der nachfolgende Text wurde zuerst als Vortrag zur Tagung „Frauenbildung zwischen Generationswechsel und Gendermainstreaming“ geschrieben – es ging also um eine Revision der Frauenbildungsarbeit, eine Rückschau und Analyse gegenwärtiger und künftiger Probleme. In den nachfolgenden sehr intensiven Diskussionen ergaben sich aber weitreichende Fragen, die mich veranlasst haben, etwas weiter auszuholen, den Text zu erweitern und an einigen Stellen breiter auszuführen.

Mit der Überschrift ist schon angesprochen, dass es im Folgenden um zweierlei geht: einmal um die Struktur des Geschlechterverhältnisses, also die Frage, was sich hinter diesem Verhältnis verbirgt, was es ‚leisten‘ soll und wie die Geschlechterordnung als eine symbolische Ordnung beschaffen ist, und **zweitens** um die Frage, wie Frauenbildungsarbeit darauf reagiert oder reagieren könnte. Damit ist der ganze Komplex weitergebender Angebote gemeint: also ‚lehren‘ im engeren Sinne, aber auch ‚aufklären‘ in einem emphatischen politischen Sinn und ‚sich etwas erschließen‘ als dasjenige Verfahren, das wahrscheinlich das verbreitetste in den Angeboten der Frauenbildungsarbeit ist.

### Frauenbildung und Frauenbewegung: eine Bestandsaufnahme

Frauenbildungsarbeit ist immer eine zutiefst optimistische Angelegenheit gewesen. Ihre Tradition ist einerseits ein aufklärerischer Optimismus, den vor ihr auch die Arbeiterbewegung geteilt hat: die Arbeiterbildungsvereine und Frauenlesezimmer des vorigen bzw. vorvorigen Jahrhunderts vertrauten gleichermaßen darauf, dass das Wissen über gesellschaftliche Zusammenhänge, über die Verteilung von Macht, Geld und politische Präsentation die Fähigkeit wecken würde, sich gegen die Ungerechtigkeiten in den sozialen und politischen Strukturen wehren zu können. Die erste Frauenbewegung, die im letzten Drittel des 19. Jahrhundert dafür gesorgt hat, dass Frauen überhaupt Zugang zu Bildung und Wissen bekommen konnten, hatte noch stark an eine biologistische Auffassung von Weiblichkeit angeknüpft: Mit dem Postulat der „Geistigen Mütterlichkeit“ stellte sie eine direkte Verbindung her zwischen der Naturseite (biologische Weiblichkeit als Gebärfähigkeit) und der sozialen Seite (Empathie und Mütterlichkeit als Sozialform).

Diesen Zusammenhang hat dann die zweite, „neue“ Frauenbewegung in Frage gestellt, zurückgewiesen, und es wuchs die einigende Überzeugung, dass die gesellschaftliche Lage von Frauen vor allem ein Ergebnis ihrer geschlechtstypischen Erziehung sei, also ein Effekt der Sozialisation und nicht der Natur. Das war dann auch die Grundlage der Frauenbildungsarbeit, wie sie im Kontext der zweiten Frauenbewegung entstanden ist.

### Gesellschaftliche Konventionen und Traditionen als Ursache der Machtlosigkeit von Frauen

„Wissen macht frei“ war also die eine Säule ihres Optimismus, und die andere war die Devise „Gemeinsam sind wir stark“. Auch das ist natürlich eine Tradition aller sozialen und politischen Bewegungen („Einen Finger kann man brechen, fünf Finger sind eine Faust“ usw.) – aber hier konnte die Frauenbewegung nicht so einfach an traditionelle politische Formen anknüpfen. Denn die Straße als Ort kämpferischer Auseinandersetzungen, wie es sich für die Arbeiterbewegung und teilweise auch für die Studentenbewegung nahe gelegt hatte, die kam für die Frauen kaum in Betracht. Und zwar aus zwei Gründen: Die Machtlosigkeit war zu unseren Zeiten (also: von Beginn der zweiten Frauenbewegung in den siebziger Jahren bis heute) nur noch sehr partiell eine Frage von Rechten, die man erkämpfen konnte und musste, wie das Wahlrecht oder das Recht auf Bildung. Natürlich gab es noch das alte Ehegesetz, Leichtlohngruppen und Benachteiligungen vielfältiger Art – aber die Rechtsfrage stand nicht im Vordergrund. Die gesellschaftliche Machtlosigkeit war in den siebziger Jahren und ist auch heute viel deutlicher zu erkennen als ein Problem gesellschaftlicher Traditionen und Konventionen. Frauen wurden nicht von politischen und höheren Karriereämtern ferngehalten, um sie zu knechten, sondern weil man ihnen nicht zutraute, dass sie diese gut ausfüllen können; und sie wurden nicht auf Erziehung, Kindergarten und Grundschule verpflichtet, um sie klein zu halten, sondern weil alle (sie selbst eingeschlossen) der selbstverständlichen Ansicht waren, dass sie „das mit den Kindern“ besser können als Männer. Und sehr viele junge Frauen denken im Übrigen heute genauso.

Der eine Grund, warum der Kampf auf der Straße nicht das Mittel der Wahl war, liegt also darin, dass das Machtverhältnis zwischen den Geschlechtern eben nicht vorrangig auf der Ebene der Verteilung von Rechten geregelt wird. Und der zweite Grund liegt darin, dass Frauen in ihrer Eigenschaft „als Frau“ nicht kollektivierbar sind. Sie haben gewissermaßen keinen gemeinsamen Ort, können sich nicht in derselben Weise organisieren wie etwa Gewerkschaften, eben gerade weil ihre Gemeinsamkeit durch Konvention begründet ist, und weil als Basis für ihre vermeintliche Gleichheit ihr quasi-natürlicher Geschlechtscharakter angenommen wird. Das, was Frauen einander ähnlich macht, und von wo aus sie Ansprüche geltend machen können, ist eben nicht z.B. durch eine spezielle Situation in einem Arbeitsverhältnis oder einer Rechtslage begründet, sondern für die jeweils einzelne Frau in ihren jeweils einzelnen Binnenverhältnissen, ihrer Haltung zu anderen, zu sich selbst und dem, was sie für „natürlich“ oder „normal“ hält. Deswegen war die zweite Säule des Optimismus' der Frauenbewegung, dass ein neues, gemeinsam geteiltes Wissen eine Gemeinsamkeit (ein Kollektiv) stiften könnte unter Frauen, welches der jeweils einzelnen Frau helfen könnte, ihren jeweils individuellen „Kampf“ auf allen Ebenen besser zu führen.

## Bildungsarbeit und „neues Wissen“: Ansätze zur Veränderung

Die Frauenbewegung musste also eine Alternative entwickeln zum „Kampf auf der Straße“ – und da hatte die Bildungsarbeit ihre ganz zentrale Aufgabe als Hoffnungsträger für eine Veränderung der Gesellschaft. Wir müssen uns heute fragen (und fragen lassen), ob wir diese Aufgabe, ein neues Wissen zu erarbeiten und einen neuen Diskurs zu begründen, wirklich gut bewältigt haben.

## Der Gleichheitsdiskurs und seine Grenzen

Grundsätzlich haben wir zwei Optionen oder Richtungen im Diskurs der Frauenbewegung: die eine, die hauptsächlichliche Rede, die mit Gleichberechtigung argumentiert, und die zweite, etwas leisere, die (gleichzeitig, zusätzlich oder stattdessen) das Anders-Sein von Frauen betont, ihre anderen Qualitäten, Orientierungen, Kompetenzen usw. Aber ich denke, es war ein zentraler Fehler/ein zentrales Problem gerade der ersten 10 oder 20 Jahre Frauendebatten (und das wirkt bis heute nach), dass die Frauen sich einerseits mit ihren Forderungen und mit ihren Theoriemodellen ganz überwiegend (wenn auch sicherlich ungewollt

und auch unbewusst) an dem gemessen haben, was Männer (schon) hatten, und dadurch immer der Mann der Maßstab der Dinge geblieben ist. Dagegen wurde dann das „Frauen sind anders“ oder „Frauen lernen anders“ usw. gesetzt, und es wurden eigenständige weibliche Fähigkeiten, Vorteile usw. geltend gemacht – aber diese blieben letztlich eben auf einen eigenen weiblichen Geltungsbereich bezogen und begrenzt – und damit sind sie eben *nicht* verallgemeinerbare Bestandteile eines allgemeinen Diskurses geworden.

Um das als These ganz hart zu formulieren, würde ich sagen: Die Frauenbewegung, und auch die Frauenbildungsarbeit, hat sich verleiten lassen, die (vermeintlichen) „Besonderheiten“ von Frauen mit den (ebenso vermeintlichen) „Besonderheiten“ von Männern zu vergleichen, diese gegeneinander aufzurechnen usw., und es ist ihr überhaupt nicht gelungen, einen anderen Diskurs über das Geschlechterverhältnis zu begründen (dazu später noch mehr). Sondern der Diskurs verblieb in den Strukturen, in der Vorstellungswelt von Vergleichen, Gleichheit und Gerechtigkeit, die wir von Arbeiter- und Studentenbewegung vorgefunden hatten. Und ich befürchte, dass das Verschwinden des öffentlichen Interesses an der „Sache der Frauen“, das wir heute feststellen müssen, zu einem Großteil hier seine Ursache hat.

Wir könnten es vielleicht so sagen: dass wir der zweifellos richtigen Überlegung, dass es/ob es etwas eigenständig Weibliches gibt, irgendwie nicht den richtigen Platz gegeben haben. Solange die Überlegung in dem Kontext von Gleichberechtigung stattfindet, kann sie sich erstens nicht aus dem Bewertungs- und Bemessungszwang lösen, d. h. sie bleibt auf die Maßstäbe angewiesen und verpflichtet, die schon da sind und kann keine eigene Qualität begründen. Und zweitens ist immer die große Gefahr der Essentialisierung gegeben, also dass der Eindruck erweckt wird, diese typisch weiblichen Qualitäten seien etwas Naturhaftes. Dann aber findet die Frage der Wertschätzung auf einem ganz anderen Feld statt, denn dann wird daraus etwas Exklusives, Unvergleichliches. Und dann sind wir nicht weit entfernt von der romantischen Auffassung in der Phase der größten Frauenverachtung des 19. Jahrhundert, wo gleichwohl immer die als naturhaft angesehenen weiblichen Züge wie Empfindsamkeit und Mütterlichkeit von den Männern hoch geschätzt wurden – nur hatten die eben gar nichts mit dem „richtigen Leben“ zu tun.

Kurz gesagt: Irgendwie ist es uns nicht gelungen, aus dem Reklamieren von Andersheit des Weiblichen/der Frauen eine neue Frage zu entwickeln: nämlich die Frage, *von welcher Art* diese Unterschiede sind und was sie *bedeuten* (innerpsychisch, gesellschaftlich, politisch – und v. a.: symbolisch). So weit

meine These – und jetzt erst einmal wieder zurück zum Optimismus der Frauenbewegung und der Frauenbildungsarbeit.

Ich war Ende der 70er, Anfang der 80er Jahre selbst mit einer Gruppe von Frauen aus einem Frankfurter Frauenzentrum an der Gründung einer Frauen-Bildungseinrichtung beteiligt, der Frankfurter Frauenschule, die genau von dem Optimismus getragen war, den ich vorher beschrieben habe. Auch in unseren Programmen jener ersten Jahre (selbst gedruckt, von Hand geheftet ...) finden sich die entsprechenden Themen: Historisches Wissen über das Leben von Frauen, Analysen von Machtverhältnissen in Beruf und Politik, Auseinandersetzungen mit Rollenerwartungen – lauter Themen, die darauf setzen, dass die Stärkung der je einzelnen Frau aus einer Kombination von Wissen plus Gemeinsamkeitserfahrung erwachsen würde und dass dieses Wissen sie befähigen würde, die Welt (bzw. die gesellschaftlichen Verhältnisse) zu verändern. So war auch die sozialwissenschaftliche Forschung, die feministische Theorie und die akademische Frauenforschung der 80er Jahre im Vergleich zu heute: Historisches Wissen, Wissen über die erste Frauenbewegung war groß geschrieben (– aber heute kommt es kaum noch vor); Hausarbeit und geschlechtliche Arbeitsteilung (– als Thema heute praktisch verschwunden); geschlechtstypische Erziehung von Mädchen und Jungen (– ein Thema, das sich heute total verändert hat); feministische Therapie (– wird heute hauptsächlich im Esoterik-Bereich thematisiert); und v. a. die Tradierung von Geschlechterbildern, also die Weitergabe in Büchern, Filmen, Kleidung, Konventionen, Erwartungen usw. und auch das Selbst-Einüben von Geschlechtsstereotypen, das Sich-Angewöhnen von typisch weiblichen Haltungen, Selbstbildern usw.

### Das Verschwinden der Frauenperspektive: von der Neutralisierung im Genderansatz zur Naturalisierung durch Soziologie

Was sich in der akademischen Forschung und in der Beschäftigung mit Frauenthemen an den Universitäten geändert hat, lässt sich mit drei Sätzen sagen: 1.) „Frauen“ gibt es nicht mehr. Ihre Interessenlage ist unter dem Stichwort „Geschlecht“ verschwunden – was nicht negativ sein müsste, wenn damit eine Verbreiterung und Differenzierung der Perspektive verbunden wäre. Aber ganz überwiegend geht von dem Stichwort „Geschlecht“ eine neutralisierende Wirkung aus, die das ganze Thema oberflächlich und banal werden lässt. 2.) Geschlechtstypik aus der Perspektive von Frauen und Mädchen gilt tendenziell als

altmodisch, als neue „Verlierer der Moderne“ gelten die Jungen (und Männer) – dadurch übrigens werden Geschlechterstellen heute zunehmend mit Männern besetzt, was als Zeichen der Modernität und Gleichberechtigung gilt. 3.) Es gibt eine ganz deutliche Abkehr von der Auffassung, geschlechtstypische Eigenschaften seien ein Effekt der geschlechtstypischen Sozialisation, und statt dessen gibt es eine Renaissance von Themen der Evolutions- und Soziobiologie, Kognitionsforschung usw., die tendenziell darauf hinauslaufen, dass Frauen und Mädchen eben doch von Natur aus unterschiedlich sind (Jäger und Sammlerinnen etc.) – und daraus folgt natürlich eigentlich, dass alle politischen und pädagogischen Bemühungen erfolglos bleiben werden. Das ist übrigens nicht zuletzt ein Ergebnis davon, dass auch die Frauenforscherinnen sich seit Jahren darin überbieten, Unterschiede zwischen Jungen und Mädchen (Frauen und Männern) zu beschreiben und so zu der Konzentration auf diese Unterschiede selbst mit beigetragen haben. Dieser Ansatz ist ja auch in der Populärliteratur außerordentlich erfolgreich und verbreitet: z. B. „Frauen sind wie andere Planeten“ bzw. „Warum Männer nicht zuhören und Frauen nicht einparken können“ usw. Das ist nichts anderes als reaktionäre Evolutionsbiologie für NormalverbraucherInnen.

Vereinzelt gibt es in der empirischen Geschlechterforschung aber auch sehr spannende (Einzel-)Ergebnisse, an denen es sich lohnen würde, weiterzudenken. Aber die werden weder in der Frauenbildungsarbeit noch in der feministischen Theoriebildung aufgegriffen und können sich deshalb nicht entwickeln.

So weit also die Bestandsaufnahme. Was lässt sich nun hier erkennen? Ein Hauptproblem, vielleicht der springende Punkt überhaupt, scheint mir in der Frage zu liegen, warum Frauenbewegung und Frauenbildung es nicht zu einem neuen Diskurs gebracht haben, wie dieser hätte aussehen können und welche Möglichkeiten es gibt, hier noch einen anderen Weg einzuschlagen.

### Neue Ansatzpunkte: Vom „verkannten Sinn“ der Geschlechterordnung

Ein Ansatzpunkt scheint mir in der Überlegung zu liegen, dass die Geschlechterordnung ihren Sinn nicht auf der Ebene gesellschaftlicher Machtverteilung hat (wovon die Frauenbewegung ausging), sondern dass sie Ausdruck einer dahinterliegenden, tiefer reichenden Problematik ist, die im Verhältnis zwischen Frauen und Männern ausgetragen wird, aber dort gar nicht ihren Ausgangspunkt hat.

In meiner Auffassung ist eine Geschlechterordnung ein Bewältigungsmodus, eine Bewältigungsstrategie, die auf das antwortet, was sich ganz grob mit „Not des Lebens“ umschreiben ließe, also auf Endlichkeit, Differenz, Unentscheidbarkeit und letztendliche Unplanbarkeit des Lebens. Diese Aspekte sind auf mehrfache und prominente Weise mit Geschlecht verknüpft.

1. Zunächst in der Geburtigkeit des Menschen, weil ein Anfang immer auf ein Ende, das Leben immer auf den Tod verweist. Das unterscheidet die Menschen von den Göttern: dass sie sterblich sind, und in jeder Geburt ist dieses ‚Leben zum Tode‘ angezeigt. Und das beunruhigt die Menschen zutiefst (gerade in unserer Kultur, die den Tod weitestgehend leugnet), so dass sie bemüht sind, diese Tatsache zu verdecken – eine Funktion, die die Geschlechterordnung übernehmen soll. Die Verschlingung von Tod und Leben ist auch ein wesentliches Element der Sexualität. Das gilt zum einen für die Dimension des Hervorbringens – also Geburt als ein Hinweis auf ein mögliches Nicht-Geborenwerden oder Sterbenlassen (hieraus resultiert auch das ambivalente Verhältnis zur Mutter, jedenfalls zu einem Teil). Im sexuellen Erleben selbst ist diese potentielle Berührung mit dem Leben auch immer wirksam, weil die Möglichkeit der Empfängnis (wie individuell unterschiedlich auch immer) stets ‚mitgedacht‘ ist, und deshalb auch das Wissen, dass der Tod den Fluss dieses gerade begonnenen Lebens an irgendeiner Stelle beenden wird. Diese Verschlingung von Tod und Leben ist unheimlich und gibt der Sexualität (und damit der Geschlechterordnung, die ja auf sie antwortet) jene Brisanz, die sie in allen Kulturen regelungsbedürftig macht – auch wenn diese Regeln höchst unterschiedlich ausfallen können.
2. Zweitens gilt dies für die Ebene des subjektiven Erlebens. Sexualität ist auch deshalb so brisant, weil sie in Lust und Genießen die existenziellsten Empfindungen hervorbringt: Aggression, Hingabe, Rausch, Auflösung. Gerade die „Hingabe“, die ein wesentliches Element des sexuellen Genießens ist, hat ja etwas mit ‚Sich-dem-Anderen-Öffnen‘, mit Auflösung zu tun – nicht umsonst bezeichnet Freud den Orgasmus als einen „kleinen Tod“. Auch das ist ein recht beunruhigender Aspekt, und dieser ruft m. E. geradezu eine Ordnung auf, die zur Stabilisierung (bzw. zur Bewältigung) dieser inneren Auflösung beitragen soll.
3. Drittens ist da die Tatsache, dass jeder Mensch von den zwei möglichen Ausformungen, in denen Geschlecht vorkommt, nur je eine haben/sein kann. Diese Tatsache ist in den geschlechtlichen

Körper eingeschrieben in der Weise, dass der geschlechtliche Körper (bzw. das Genitale) immer auf den anderen verweist als auf das, was wir nicht haben und auch nicht haben *werden*, haben *können*. Da ist immer ein Zeichen, ein Hinweis auf den Anderen des anderen Geschlechts, ein Hinweis auf eine Unverfügbarkeit – das ist m. E. der eigentliche Sinn der Bezeichnung ‚Geschlechterdifferenz‘. Differenz hieße also Differenz ‚in sich‘, Unabschließbarkeit, Nicht-Vollständigkeit; und ‚Geschlechterdifferenz‘ sollte heißen, dass Geschlecht etwas mit den Menschen ‚macht‘, einen ‚Riss‘ erzeugt, eine Nicht-Vollständigkeit signalisiert, die dafür sorgt, dass es bei Menschen keine abgeschlossene Identität gibt, sondern dass Menschen immer in einem offenen, un abgeschlossenen Zustand verweilen: auf der Suche, in Bewegung usw. Geschlecht repräsentiert diese Unabgeschlossenheit, die aus der lebendigen Existenz resultiert.

4. Über das subjektive Empfinden hinaus gibt es noch eine andere Dimension des Begriffs „Differenz“, die in der Geschlechterordnung wirksam ist. Diese betrifft die Nicht-Einholbarkeit im Verhältnis zum Anderen, zum „Nebemenschen“, wie es bei Freud heißt – die Unmöglichkeit, einander wirklich zu erreichen, die doch zugleich ein Angewiesensein auf den Anderen einschließt. Das drückt sich zum einen schon in der lebendigen Existenz aus, die immer auf die Drei von Vater, Mutter, Kind verweist – einen alleine gibt es ja nicht. Und es drückt sich aus durch die Sprache: Menschen sind Sprachwesen, aber die Sprache hat selbst auch die Eigenart, zugleich zu trennen und zu verbinden. Deshalb bedeuten Worte für die Menschen nie wirklich dasselbe und *trennen* insofern die Sprechenden voneinander, halten sie auf Abstand, auf Distanz. Aber ohne die Worte können wir andererseits gar nicht miteinander in Verbindung treten: die Sprache *verbindet* also die Menschen um den Preis einer ‚Unschärfe‘, eines Nicht-Verstehens, das immer dabei ist.

Als Sprachwesen und als Geschlechtswesen, in der Tatsache des Geschlechts selbst, ist der Mensch also mit dem Anderen verstrickt. Deshalb ist der ‚Anderer des anderen Geschlechts‘ ein ganz besonderer Anderer, in dem das Anderssein gewissermaßen ‚verdichtet‘ ist. Der ‚Anderer des anderen Geschlechts‘ ist in aller seiner Ähnlichkeit unerreichbar anders, oder: *ist in seinem Anderssein, als anders* ähnlich. Insofern trennt, aber verbindet uns die Tatsache des Geschlechts auch mit dem Anderen, denn niemand ‚hat‘ das, was dem anderen fehlt. Das hat im Übrigen auch zur Folge, dass von der Anerkennung des Anderen meine

eigene abhängt, dass der Weg zu mir selbst ohne den Anderen nicht zu finden ist, dass also die Anerkennung des Anderen als unerreichbar anders radikal unfreiwillig ist. Interessanterweise ist dieser Aspekt unbedingter Anerkennung in unserer Kultur in das Verhältnis der Mutter zum Kind sehr viel deutlicher eingetragen als in das des Vaters. Und noch eine Nebenbemerkung: Wenn Uneindeutigkeit und Differenz die Grundlage aller Beziehungen ist, dann gehörte doch auch die Uneinigkeit dazu: Wir müssten davon ausgehen, dass Uneinigkeit der Normalzustand zwischen Menschen ist und müssten folglich unseren Umgang mit Konflikt, Streit und Zwistigkeiten kultivieren. Stattdessen tun wir aber gerade das Gegenteil: wir erwarten Einigkeit und Harmonie, von uns und von anderen.

5. So betrachtet wäre es eine Voraussetzung für eine eigene gesicherte Geschlechtsidentität, das eigene Geschlecht als nur eines von zweien zu begreifen, insofern auch als ‚Verlust‘ der anderen Möglichkeit, die wir nicht haben können. Diese Nicht-Vollständigkeit bewirkt eine Sehnsucht (das Begehren), die doch immer nur für einen kleinen Moment gestillt werden kann. Das Begehren ist das, was den Menschen antreibt, ihn auf der Suche und in Bewegung hält. Das Begehren ist unstillbar, d. h. es beruhigt sich nicht (nur zeitweise, teilweise), wenn sich zwei zusammentun.

## Geschlechterordnung als Bewältigungsstrategie existenzieller Beunruhigungen

So weit gilt das alles für Frau und Mann gleichermaßen. Aber weil dies eine so brisante Angelegenheit ist, die mit Angst und Lust und fundamentaler Beunruhigung verbunden ist, geben sich alle Gesellschaften Ordnungen, die zu einem wesentlichen Teil entlang der Geschlechtergrenze organisiert sind. Sie versuchen damit, die Beunruhigungen des Sexuellen, die Kränkung der Endlichkeit, die Angst vor dem Tod zu ordnen und zu beruhigen – und nicht zuletzt sollen Geschlechterordnungen auch das Problem der gegenseitigen Angewiesenheit klären helfen, die Frage: wer gehört zu wem. Geschlechterordnungen sind also Bewältigungsstrategien. Sie versuchen, Beruhigung dadurch herbeizuführen, dass sie die ganzen Widersprüche, die ich aufgezählt habe, auf Götter und Menschen, auf Regierende und Regierte, auf Männer und Frauen, auf klein und groß, auf fremd und eigen, auf Chaos und Ordnung, auf weiblich und männlich aufteilen. Und weil Geschlecht so einen fundamentalen Effekt macht, so wesentlich ist als Repräsentant von Angewiesenheit und Sterblichkeit,

deshalb ist das Geschlechterverhältnis eine Art ‚Leit-Kategorie‘ gesellschaftlicher symbolischer Ordnung. Deshalb wird diese Aufteilung eben vor allem entlang der Geschlechtergrenzen organisiert: zu den Frauen das Kreatürliche (die Endlichkeit, die Schönheit, die Lebendigkeit), zu den Männern das Phantasma der Unsterblichkeit, der Überwindung der Grenzen (Wissenschaft, Medizin, Raumfahrt etc.); zu den Frauen die Angewiesenheit, Bindung, Sorge und soziale Verantwortung, zu den Männern die Getrenntheit und das Unberührtsein (Ratio, Vernunft, Entscheidungsfähigkeit usw.).

Das ist natürlich eine Spaltung, und die ist nicht zufällig, sondern typisch für das Denken in unserer Kultur: wir teilen, spalten, vereindeutigen und hierarchisieren. Wir müssten also zu den schon aufgeführten Dimensionen, für die Geschlecht einen zentralen Aspekt darstellt, auch das Denken rechnen, bzw. die Form, in der das Wissen einer Denkgemeinschaft geordnet ist. Das heißt in der Konsequenz, dass eine Veränderung der Geschlechterordnung auch an den Strukturen des Denkens und der Ordnung des Wissens ansetzen muss. Eine Gewichtsverschiebung (zwischen Frauen und Männern in Bezug auf Macht usw.) innerhalb dieser Grundstruktur mit ihren Spaltungen usw. kann eben selbst keine wirkliche Veränderung hervorbringen, sondern nur geringfügige Gleichgewichtsverlagerungen, so wie wir es ja auch in der aktuellen Entwicklung z.B. der Frauenpolitik und der Verschiebungen im Geschlechterverhältnis beobachten können. So lange also das, was Männer schon haben, zum Maßstab genommen wird für das, was Frauen (haben) wollen, sind wir von einer wirklichen Veränderung noch weit entfernt.

## Spaltungsdynamik versus Verteilungsparadigma: von den Sackgassen des Diskurses

Wie gesagt: Die Grundlage des Denkens über Geschlecht ist eine Spaltung – und eine Spaltung (weil sie etwas Gewalttätiges hat) erzeugt immer eine Spannung, und die hat eben eine ganz andere Dynamik als etwa eine Ungerechtigkeit. Ungerechtigkeit ist ein Verteilungsproblem: die einen haben mehr, die anderen weniger, und wollen ebensoviel haben. Man könnte also alles umverteilen und alle gleichstellen – dagegen stehen Egoismus und Eigennutz und die Logik des Kapitalismus usw. Die Spaltung entlang der Geschlechtergrenze hat aber eine ganz andere Form und Funktion. Wenn man das, was da getrennt wird, zusammenbringt, kommt man ja gerade an den Punkt größter Beunruhigung, den

man (mit Hilfe der Spaltung) unbedingt hatte vermeiden wollen. Wenn also bei der Ungerechtigkeit der Widerstand im Egoismus und Eigennutz von einzelnen oder einzelnen Gruppen liegt, so geht hier der Widerstand von allen aus. Alle, auch die Frauen, wollen die Beunruhigung besänftigen. Das ist m. E. der Grund dafür, dass in den Diskussionen der Frauenbewegung (und Frauenbildung) quasi gegen den erklärten Willen eine heimliche, stillschweigende, sicherlich auch unbewusste Übereinkunft wirksam ist, sich zu beschränken auf Bereiche, die die grundsätzliche Spaltung männlich-weiblich nicht berühren – und das ist natürlich sowohl die Garantie dafür, dass sich im Geschlechterverhältnis nichts Grundlegendes ändert, als auch der Grund dafür, warum die junge Generation die Fragen und Angebote der Frauenbewegung/Frauenbildung nicht auf sich bezieht. Ich sage nicht, dass sich nichts geändert hat. Aber gerade weil auf der Ebene der Verteilung schon so viel erreicht worden ist, an Gleichberechtigung, Ausbildungsmöglichkeiten, Karriere-möglichkeiten usw., gerade deshalb haben ja die jungen Frauen das Gefühl, sie bräuchten uns nicht, sei bräuchten keine Frauenbildungsarbeit, keine Aufklärung und Unterweisung, und sie haben nicht das Bedürfnis, die Strukturen einer Ungerechtigkeit zu erkunden, die sie selbst ja gar nicht empfinden. Wenn sie dann Kinder kriegen und ihnen alles über den Kopf wächst und sie merken, dass sie sich Illusionen gemacht haben – dann denken sie vielleicht, dass ihr Optimismus unberechtigt war, aber dann denken sie wohl auch, dass wir ihnen hierfür keine Antwort anbieten können. Deshalb nochmals meine Frage, ob die Frauenbewegung mit der Konzentration auf die Perspektive von Gleichheit und Gerechtigkeit (bzw. Gleichberechtigung, Chancengleichheit usw.) den richtigen Ansatzpunkt gewählt hatte. Die jungen Frauen sind in dieselbe Falle gelaufen, in die die Frauenbewegung auch schon gelaufen ist: sie messen sich an den Männern. Sie versuchen, ebenso gut zu sein, ebenso fähig und erfolgreich. Und sie schaffen es ja auch, zumindest partiell, und weil sie keinen anderen Diskurs vorgefunden haben als diesen, beziehen sie es auf sich selbst, wenn sie Probleme haben oder scheitern, sehen es als ein persönliches Versagen an – und das ist nicht politisierbar.

Wir Älteren wissen, dass das Versprechen an diese jungen Frauen, dass sie alles gleichzeitig gut bewältigen können, eine Lüge ist, in deren Fahrwasser sich Kinderfeindlichkeit und privates Unglück ausbreiten. Denn die Aufteilung zwischen Frauen und Männern sähe nach diesem Diskurs so aus, dass die Frauen alles haben, aber auch alles schaffen sollen, während es für die Männer gar keinen neuen Entwurf gibt.

## Neue Lebensentwürfe für Frauen und Männer jenseits von Entwertungen

Dies ist im Übrigen auch mein Problem mit dem Gender-Mainstreaming. Das ist eine Maßnahme auf der Verwaltungs- und Verteilungsebene, die zwei wesentliche Aspekte nicht erfüllen kann. Sie bleibt im Diskurs der Gerechtigkeit und sie vertieft dadurch paradoxerweise die Spaltung weiblich-männlich, von der ich vorher gesprochen habe, obwohl sie auf der Oberfläche betrachtet diese Spaltung auflösen will. Weil sie wesentlich auf der Verteilungsebene von Macht und Geld und Zeit argumentiert, werden die Frauen – ob sie wollen oder nicht – fixiert als diejenigen, die Forderungen stellen, denen etwas ‚fehlt‘ und die etwas ‚nicht haben‘, die Männern Privilegien wegnehmen wollen, um mit ihnen gleichzuziehen, die den Männern aber auch Pflichten übertragen wollen, die sie selbst nicht/nicht mehr haben wollen. Betrachten wir das aus der Perspektive der Männer: Warum sollten sie etwas nehmen und gut finden, was wir nicht haben wollen? Wie sollen sie Hausarbeit freudig übernehmen, positiv besetzen und wertschätzen, wenn wir dauernd über sie klagen? Bei Frauen scheint es also um Zugewinn zu gehen, ihr neuer Entwurf wird positiv gezeichnet als Verbesserung. Aber den Männern wird kein Gewinn angeboten – welches Argument sollte sie zu einer Gleichverteilung bewegen? Eine Monarchie wird gestürzt, wenn sie sich überlebt hat, und der Monarch kümmert entweder depressiv im Exil vor sich hin oder er bereitet einen Putsch vor. Soweit wir uns auf dieser Ebene bewegen, ist also mit einer Rigidisierung von alten Männlichkeitsklischees zu rechnen, oder mit Problemen, die aus Verunsicherung und depressiv getönter Destabilisierung von Männern folgen. Wenn aber das, was ich vorher als Struktur der Geschlechterordnung skizziert habe, stimmt, dann geht es im Geschlechterverhältnis nicht um einen Umsturz, denn die Geschlechterordnung ist eine andere Art von Ordnung. Die in der vorher beschriebenen Spaltung den Frauen zugeschlagenen Aspekte wie Bezogenheit, Verantwortung, Bindungsfähigkeit und Sorge für den ganzen Bereich des Körpers und der Kreativität bleiben ja von dem Verteilungs- und Gerechtigkeitsdiskurs völlig unberührt. Im Gegenteil: auch hier ist das Argument: „Ich will mich nicht immer um die Geburtstage der Verwandten, die Beziehungen zu den Nachbarn und die Krankheit von Tante Emma kümmern müssen“ nur die beste Garantie dafür, dass dieser ganze Bereich in Misskredit gerät als etwas Lästiges.

Eine verbreitete Lösung, die Frauen dafür gefunden haben, sieht so aus, dass sie diesen ganzen Bereich selbst entwerten, indem sie die Arbeiten

quasi heimlich übernehmen, oft delegiert an andere Frauen (Putzfrauen, Kinderfrauen, Großmütter usw.) und ihn dann nach außen hin klein machen: „Ach das, das läuft so nebenher mit.“ Das ist das Gegenteil von dem, was die Frauenbewegung ursprünglich wollte: nämlich eine Wertschätzung des Hauses (der Hausarbeit) und der damit verbundenen sozialen Aktivitäten als kulturstiftende gesellschaftlich wertvolle Arbeit.

Innerhalb der Institutionen ist das Problem ähnlich. Bleiben wir auf der Gerechtigkeitsebene, sieht es etwa so aus: Frauen können und machen heute dasselbe wie Männer, und die weiblichen Qualitäten, Fähigkeiten, Kompetenzen bringen sie als Zubrot auch noch mit. Aber was können sie denn dann wert gewesen sein, wenn Frauen früher nur diese Dinge zu besorgen hatten, und sie jetzt wie eine Schleife auf der Verpackung der Verschönerung dienen und umsonst mitgeliefert werden? Deshalb wird das Reklamieren von weiblichem Stil usw. innerhalb der Institutionen die Frauen immer klein machen.

### Das „Andere der Institution“ und die konkreten Frauen

Auf der anderen Beschreibungsebene, wenn man von der Spaltung ausgeht (und der Funktion, die sie hat), dann hätten die Frauen als das „Andere des Mannes“ in der Institution aber gar nichts zu suchen. Institutionen sind in der Tradition unserer Gesellschaft ein Ort der Männlichkeit par excellence – Militär, Kirche, Schule, Staat, Ordnung und Definitionsmacht – und Frauen repräsentierten von jeher dasjenige, was von der Institution zwar ‚verwaltet‘ (oder sonst wie behandelt) wurde, aber vor allem von ihr ferngehalten werden sollte: eben genau das, was ich vorher aufgezählt habe: das Uneinschätzbare, Dynamische der Sexualität und Lebendigkeit, das Unvorhersehbare an der menschlichen Existenz. Heute, als offiziell Gleichberechtigte, befinden sich die Frauen also gewissermaßen in der Position einer Schwindlerin, die so tut, als würde sie mitspielen, aber dabei etwas ganz anderes repräsentiert: das Andere des Mannes ebenso wie das ‚Andere der Institution‘, nämlich all das, was einer anderen Logik folgt, was zwar auch zum gesellschaftlichen Ganzen gehört, aber domestiziert und organisiert werden muss. Als das ‚Andere der Institution‘ repräsentieren Frauen folglich eigentlich das, was draußen bleiben muss, weil davon eine beunruhigende, zersetzende Wirkung auf die Institution ausgeht.

Aber wenn sie im Diskurs der Gleichberechtigung auftreten, dann erscheinen Frauen so, als würden sie gemeinsam mit den Männern diese ‚andere Seite‘ nicht sehen (denn sonst könnten sie ja keine Gleichberechtigung einklagen). Frauen haben, wenn sie Gleichberechtigung in der Institution fordern, also gewissermaßen Verrat und Schwindel zu verbergen – und das schwächt sie natürlich enorm, verständlicherweise. Bemerkt man den Verrat – dann muss man die Frau nicht ernst nehmen (weil sie sich diskreditiert hat – da bleibt man dann doch lieber beim Original); bemerkt man den Schwindel, muss man sie schon gar nicht ernst nehmen, denn das steht ihr ja gewissermaßen dann nicht zu. Von daher ist ganz klar, warum Frauen in Institutionen oftmals so etwas Gönnerhaftes entgegenkommt: ‚Wir lassen sie ein bisschen mitspielen, denn sie kann uns ja doch nichts tun‘. Und das verhindert letztlich, dass sie jemals als Gleichberechtigte wahrgenommen werden.

### Der Meta-Diskurs als Königsweg

Aufklärung über die Funktion der Geschlechterordnung: der Meta-Diskurs als Königsweg!?

Was folgt also in Bezug auf unsere Fragestellung? Das Pädagogische war ein Hoffnungsträger der Frauenbewegung, die darauf vertraute, dass die Verbindung von Wissen und Gemeinsamkeit die Welt verändern würde, und Frauenbildungsarbeit schien daher das beste Feld für die Vorbereitung künftiger Veränderungen. Dieser Ansatz hat viel von seiner Kraft verloren – und zwar nicht nur, weil die Frauenbewegung vorbei ist. Denn wo ist hier Henne und Ei? Wenn das Versprechen auf Veränderung sich nicht erfüllt, nicht zuletzt vielleicht, weil man dabei auf die falsche Theorie gesetzt hat, dann zieht das Enttäuschung nach sich und das Interesse erlahmt. Und wenn wir feststellen müssen, dass wir selbst von falschen Prämissen ausgegangen sind, schaden wir vielleicht mehr als wir nützen. Bildungsarbeit, pädagogische Arbeit, macht nur Sinn, wenn man sich über die Grundlagen im Klaren ist. Und ich fürchte, es führt kein Weg daran vorbei, dass wir diese Grundlagen überarbeiten: unsere Theorie der Geschlechterordnung, die ihrerseits die Grundlage ist für die Beziehungen zwischen Männern und Frauen in der Gesellschaft, im privaten Bereich und in der Arbeitswelt. Vor der Frage, was wir lehren, muss die Frage stehen, was wir selbst wissen müssen, um diese Frage zu beantworten.